



Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Noch ist es Zeit,“ begann nach einer Pause der Graf; „fordern Sie mich auf, fortzugehen, ich sehe, daß Sie sich nicht wohl befinden, und, ich muß es vorausschicken, ich kann nicht für mich bürgen; also überlegen Sie Alles wohl. Wünschen Sie eine nähere Erklärung noch weiter zu verschieben?“

— „Nein,“ antwortete die Gräfin; „ich warte und leide schon lange genug und habe nichts zu fürchten.“

Der Graf befahl dem Diener, der ihm vorgeleuchtet hatte, die Kerze in sein Zimmer zu tragen, und folgte seiner Gemahlin, verwundert über die Festigkeit der sonst so schüchternen Albine, die ihn ruhig anblickte.

„Madame, Madame,“ sprach er, „sehen Sie sich vor; ich habe strenge Rechenschaft von Ihren Handlungen zu fordern, von allen.“

— „Auch ich habe Sie anzuklagen,“ entgegnete die Gräfin; „dann mögen Sie mich schmähen, wenn Sie wollen.“

„So sprechen Sie,“ sprach der Graf weiter; „aber Sie sind bleich und leidend; setzen Sie sich,“ setzte er mit schrecklicher Galanterie hinzu, indem er der Gräfin einen Stuhl reichte.

Die Gräfin setzte sich; Maximilian blieb mit übereinandergeschlagenen Armen, mit zusammengedrängten Lippen und finstrem Blicke vor ihr stehen.

„Ich war bei meinem Vater,“ begann endlich die Gräfin, „ein glückliches, von Allen geliebtes Mädchen; ich lachte und spielte. Mein Herz strömte über von Begeisterung. Da kamen Sie, und ich glaubte in Ihnen die Verwirklichung meiner Träume zu finden. Ich sah in Ihnen einen echten ritterlichen Edelmann, leider heiratheten Sie mich nur wegen meines Reichthums und wegen des Titels meines Vaters. Als ich Ihre Frau war, gaben Sie sich nicht einmal die Mühe, mich zu täuschen, und die Illusionen zu unterhalten, die Ihnen nützlich geworden waren. Eine nach der anderen zerblätterte, wie eine welke Rose, und ich gedachte an die Abschiedsworte der Kehtiffin, meiner Tante: „Weicht einmal das Glück von Dir, so flüchte Dich zu der Pflicht.“

— „Ach ja!“ unterbrach sie der Graf mit bitterem, höhnischem Lachen.

„Dieser Erinnerung treu,“ fuhr die Gräfin mit Engelsheiterkeit fort, „habe ich mein ganzes Leben lang in Gehorsam verbracht; aber ich hatte mich gegen das Vergessenwerden, nicht gegen den Haß, gegen die Gleichgültigkeit, nicht gegen die Verachtung gerüstet. Ich mache es Ihnen nicht zum Vorwurfe, daß Sie meine Jugend betrogen, meine Träume zerstörten, ich verlange von Ihnen keine unmögliche Liebe, aber Ihre Achtung zu fordern, habe ich ein Recht; ich will vor meinen Leuten nicht erröthen. Ist das zu viel gefordert? Sprechen Sie!“

— „Wenn Sie geendiget haben, so werde ich sprechen. Ueber die Kindereien der Klosterschule gehe ich hinweg; die Zeit ist für den Mann zu kostbar, als daß er sich mit solchen Dingen beschäftigen könnte. Ich entgegne einfach: wenn ich die Träume Ihrer zärtlichen Gefühle nicht erfüllte, haben Sie die Pläne meines Ehrgeizes verwirklicht?“

„Ach, Vater, Du hattest Recht. Er strebte nach Orden und Titeln, und das nennt er Ehrgeiz!“

— „Das ist nicht Alles, die Hauptsache kennen Sie schon.“

„Nein, ich kenne sie nicht; aber um sie zu erfahren, erbat ich mir diese Unterredung.“

— „So will ich es Ihnen sagen. Ich hatte Ihnen meinen Namen und meine Ehre anvertraut; was haben Sie damit gethan? Lügen Sie nicht, zögern Sie nicht; stellen Sie sich wie eine Heilige, — es nützt nichts. Die Frage ist sehr verständlich; antworten Sie darauf.“

— „Ich habe selbst bei unbedeutenden Kleinigkeiten nie gelogen.“

— „So sagen Sie mir, treue Gattin, wer jener Mann, jener Franzose, der Capitain Jacques war?“

Jetzt errieth Albine Alles. Sie lächelte, sah den Grafen einen Augenblick mittheilig an und sagte dann:

„Der Capitain war ein Verwundeter, dem ich vielleicht das Leben rettete, der mir aber gewiß die Ehre gerettet hat.“

— „Deshalb nannte er Sie einfach Albine, deshalb nannten Sie ihn Jacques; deshalb war er immer hier in Ihrem Zimmer; deshalb verließen Sie ihn fast nie; deshalb weinten Sie, als er Abschied nahm?“

„Herr Graf!“ entgegnete Albine, indem sie aufstand.

— „Spielen Sie nicht die Stolge, erheucheln Sie keinen Unwillen, sehen Sie mich nicht mit so verächtlichem Lächeln an

rathe ich Ihnen. Wenn Jemand hier zu verachten hat, so ist es der beleidigte Gatte, nicht die verbrecherische Gattin. Ich spreche es geradezu aus: jener Capitain war Ihr Liebhaber, aber ich werde mich rächen, ich habe mir es im Stillen geschworen und wiederhole hier den Schwur laut und vernehmlich. Sie würden also besser thun, wenn Sie zitterten, statt zu lächeln."

"Ich zittere nicht; ich beklage Sie."

— „Das ist zu viel; aber ich wiederhole es, man täuscht mich nicht so leicht, als man vielleicht glaubt. Das Kind, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, ist nicht das meinige, sondern die Frucht des Ehebruchs. Wagen Sie es nun noch, mir in das Angesicht zu sehen? Sie wagen es?“

Wüthend, vom Born geblendet, schritt er auf Albinen zu, die ruhig, mit traurigem Lächeln auf den Lippen, den Sturm kommen sah, ohne einen Schritt zurückzutreten, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Geberde zu machen, denselben zu beschwören. Der Graf blieb einen Schritt vor ihr stehen, dann legte er seine beiden Hände auf die Achseln seiner Frau und sprach mit donnernder Stimme:

„Zum letzten Male, demüthigen Sie sich, fallen Sie auf Ihre Kniee und bitten Sie um Gnade!“

— „Unfläniger!“ sprach Albine.

Kaum hatte Sie das Wort vollendet, als ein entsetzlicher Fluch ertönte und die riesenkräftigen Hände des Grafen die Unglückliche zu Boden warfen. Albine fiel mit dem Kopfe an die Ecke des Sessels, auf dem sie einen Augenblick vorher gesessen hatte; das Blut strömte aus der klaffenden Wunde, und sie wurde mit den Worten: „Gott, mein Kind!“ ohnmächtig.

Der Graf blieb einen Augenblick unbeweglich, wie entsezt vor seinem Verbrechen, das sehen, dann stürzte er mit dem Rufe: „Hilfe! Hilfe!“ hinaus.

Die Dienerschaft eilte herbei; man trug die noch immer bewußtlose Gräfin auf ihr Bett und ließ den Kaplan holen, der auch in der Arzneikunst ziemlich erfahren war.

Albine kam nicht wieder zu sich; alle Mittel, die man angewendete, zeigten sich unwirksam. Erst die Natur bewirkte das Wunder, das der Kunst nicht gelang. Es stellten sich Wehen ein und Albine schlug die Augen auf; sie fand die Sprache wieder, leider aber nicht den Verstand; sie redete irr, und die Worte, welche über ihre Lippen gingen und für alle Anwesenden unverständlich waren, hatten nur für ihren Gemahl, für ihn allein, eine schreckliche Bedeutung.

Der Geistliche trug darauf an, daß so schnell als möglich ein Arzt aus Frankfurt geholt werde. Unterdeß sprach die Gräfin im Irrsinn von ihrem Kinde und dessen Vater, vom Sterben und von der Sage, daß die Gräfinnen von Eppstein, die in der Weihnachtsnacht starben, nicht ganz von dieser Welt schieden; sie betete und weinte, und ihre Kräfte schwanden mehr und mehr. Nach Mitternacht, mit dem Anbeginn des Weihnachtstages starb sie, ehe noch der Arzt gekommen war. Das Kind mußte durch

eine schreckliche Operation gerettet werden. Sie gelang und man überbrachte dem zitternden Grafen den Sohn.

In derselben Nacht gebar Wilhelmine eine Tochter.

G.

Die Gräfin Albine wurde beerdigt und der Graf reiste nach Wien, wo er mehrere Monate verbrachte, um das Geschehene zu vergessen. Als er aber in sein Schloß zurückkam, als er in das Zimmer trat, welches Albine bewohnt hatte, in welchem sie gestorben war, bestürmten ihn schreckliche Erinnerungen und er zitterte unwillkürlich.

Er hatte Feuer anzünden lassen in dem großen Kamine; vier Kerzen brannten auf einem Leuchter, der auf dem Tische stand; draußen tobte der Sturm.

Der Graf besaß gewiß Muth, aber er schauderte, als er den Sturm draußen heulen hörte. Er ging sinnend, gesenkten Hauptes in dem Zimmer umher und bisweilen warf er einen ängstlichen furchtsamen Blick in die dunkeln Ecken an den Fenstern, wo die steifen Vorhänge sich zu bewegen schienen. Er dachte unwillkürlich an die Todten, und ob er sich gleich auf das Kamin stützte, vermochte er doch kaum aufrecht zu stehen. Um seine trüben Gedanken zu bannen und mit Gewalt sich zu zerstreuen, nahm er sich vor, einen Brief an Kauniz zu schreiben.

Er setzte sich vor einem Schreibtische nieder, nahm die Feder und schrieb: „Den 24. Januar 1793.“

Die Feder fiel ihm aus der Hand.

„Gerade ein Monat,“ dachte er, „daß Albine gestorben ist.“

Er konnte nicht sitzen bleiben; eine seltsame Angst schnürte ihm die Brust zusammen. Er dachte an die Sage, daß die Gräfinnen von Eppstein, die am Weihnachtstage gestorben, keine Ruhe finden; er fürchtete sich. Da war es ihm, als höre er mit einem Male das Weinen eines Kindes. Er täuschte sich nicht, er hörte deutlich die wehklagende Stimme eines Kindes in dem Zimmer über sich. „Ist Wilhelmine nicht da?“ dachte er bei sich; „erfüllt sie so die letzten Aufträge ihrer Freundin? Warum läßt sie das Kind, das nicht mein Kind ist, so lange weinen?“

Er stieg auf einen Stuhl und klopfte mit dem Degen an die Decke.

Das Kind weinte fort und fort und brachte den Grafen fast zur Verzweiflung. Er wollte hinausgehen, aber wohin? Er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Er nahm die Klingel, stellte sie aber sogleich wieder auf den Tisch. Wen sollte er auch rufen! Alles schlief in dem Schlosse, ausgenommen das mutterlose Kind und der Mörder. Endlich legte er die Hand an eine Feder in der Wand und es öffnete sich vor ihm eine kleine Thür, die auf eine geheime Treppe stieß. Diese Treppe führte in das obere Stockwerk hinauf und in das untere hinab, sogar in das Familienbegräbniß, wo die Ahnen Maximilians schliefen.

Als er die Thüre öffnete, drang ein eiskalter Wind herein, der die Kerzen auslöschte. Der Graf blieb, bleich wie ein Leiche,

wie versteinert auf der Schwelle stehen. Er hörte auf der Treppe, die außer ihm Niemand konnte, auf die Niemand gelangen konnte, ganz deutlich das Rauschen eines Frauengewandes und sah eine weiße Gestalt im Dunkel hinschweben.

Das Kind schrie noch immer. Der Graf lehnte sich an die Wand, um nicht zu fallen. Wie lange er ohne Besinnung blieb, vermochte er selbst nicht zu sagen. Es giebt Augenblicke, die Jahre dauern. Nach einer Minute, oder nach einer Stunde, erwachte er, in kaltem Schweiß gebadet und laufte.

Das Kind weinte nicht mehr. Der Wind hatte sich gelegt. Maximilian nahm seinen ganzen Muth zusammen, zündete die Kerzen wieder an, nahm seinen Degen und ging auf der Treppe zu dem Zimmer des Kindes hinauf.

Als er die geheime Thüre öffnete, welche von dieser Treppe in das Zimmer führte, verloschen die Kerzen, die er in der Hand hielt, von Neuem, aber nicht durch einen Luftzug, sondern durch eine übernatürliche Einwirkung. Der Mond, der hinter den Wolken hervorgetreten war, warf eben seine Strahlen durch das hohe Fenster herein, und der Graf schauderte bei dem Anblicke, der sich ihm darbot.

Wilhelmine, die Wärterin des Kindes, war nicht da. Albine aber, die Todte, stand vor der Wiege und bewegte dieselbe leise; das Kind murmelte vor sich hin und begann wieder einzuschlafen. Es war gewiß Albine, Maximilian erkannte sie sogleich. Sie trug das weiße Gewand, in welchem sie in das Grab gelegt worden war; an ihrem Halse hing die schwere goldene Kette, die er von ihrer Mutter hatte. Sie war schön wie im Leben, noch schöner vielleicht. Ihr langes schwarzes Haar umwallte ihre blendend weiße Schultern; um ihre Stirn schien ein blaßes Licht zu leuchten.

Als Maximilian über die Schwelle trat, blickte sie ihn stolz und ruhig an, dann legte sie langsam einen Finger auf ihre Lippen, um ihm Stille zu gebieten, und wiegte weiter.

Der Graf machte mit der Hand, in welcher er den Degen trug, unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes, aber seine Hand blieb wie gelähmt auf seiner Stirn, denn die Todte bewegte ihre Lippen.

„Man beschwört die bösen Geister, nicht die seligen,“ sprach sie und ihre Stimme klang wie himmlische Musik. „Glaubst Du, Maximilian, daß Gott mir erlaubt haben würde, zu meinem weinenden Kinde zurückzukehren, wenn ich mich nicht unter seinen Auserwählten befände?“

— „Unter seinen Auserwählten?“ wiederholte der Graf.

„Ja, denn Gott ist gerecht, und er weiß wohl, daß ich immer eine züchtige und getreue Gattinn war. Ich habe es Dir gesagt mit meinem letzten Seufzer, aber Du glaubtest mir nicht; jetzt wiederhole ich Dir, daß der Herr mich in sein Himmelreich aufgenommen hat, und die Todten lügen nicht. Glaubst Du mir nun?“

— „Aber das Kind hier?“

„Ist Dein Sohn, wenn auch der Schein vielleicht gegen mich zeugte.“

— „Und wer war denn jener Capitain Jacques?“

„Das wirst Du eines Tages erfahren, wahrscheinlich leider zu spät. Ich darf Dir nichts sagen, weil mich ein Schwur im Tode bindet wie im Leben. Jener Mann war mir nichts als ein Bruder und konnte mir nichts anderes sein. — Die Stürme der menschlichen Leidenschaften reichen nicht bis zu den Seligen; ich kenne deshalb die Rache nicht. Du aber mildere Deinen rauhen Sinn gegen Deinen Sohn, lege die Hand nie auf ihn, wie Du sie auf mich legtest, denn mir ist die Gnade gewährt, auch nach dem Tode über den Vater und den Sohn zu wachen, um den einen zu schützen und den andern zu strafen, wenn es sein müßte.“

— „Allmächtiger Gott!“

„Da Wilhelmine diesen Abend gegen ihren Willen bei ihrem verwundeten Manne zurückgehalten wurde und mein Kind weinte, so kam ich selbst, um es zu beruhigen. Jetzt kehrt Wilhelmine zurück und ich wandere in mein Grab, stets bereit, bedenke das wohl! auf den ersten Ruf meines Sohnes wieder zu erscheinen. Lebe wohl!“

— „Albine!“ rief der Graf.

Der Schatten verließ die Wiege des Kindes, das lächelnd wieder eingeschlafen war, und schritt auf Maximilian zu, der bei Seite trat, und verschwand durch die geheime Thür.

Der Graf kehrte geräuschlos in sein Zimmer zurück, und als er am Morgen angekleidet auf seinem Bette erwachte, dachte er bei sich: „Ich habe einen schrecklichen Traum geträumt.“

Im Verlaufe des Tages aber erfuhr er, daß Wilhelmine wirklich bei ihrem Manne hatte bleiben müssen, der auf der Jagd verwundet worden war.

7.

Die Ereignisse, welche seit fünf Jahren in dem Schlosse zu Eppstein so rasch auf einander gefolgt waren, kehrten nach jener Erscheinung Albinens in das gewöhnliche Geleise zurück; aber der Aufenthalt in dem alten Schlosse war dem Grafen unerträglich geworden, und er begab sich mit seinem älteren Sohne, Albert, auf den er seine ganze Liebe übertrug, nach Wien. An Eberhard — den Fremden, wie ihn der Graf nannte — dachte er nicht, eben so wenig wie an seinen Bruder Conrad. Wilhelmine aber war dem armen Verlassenen eine liebende Mutter und erzog ihn mit ihrer kleinen Rosamunde. Die beiden Kinder wuchsen heran, wie Blumen auf dem Felde, aber, als sie etwa zehn Jahre alt waren, starb ihre liebe Pflegerin, Wilhelmine, und Eberhard stand nun allein in der Welt.

In dieser langen Zeit hatte man von der Erscheinung im Schlosse nichts wieder gehört; erst lange nach dem Tode Wilhelminens, als der Graf Maximilian einst nach Eppstein kam, um seiner Geschäfte wegen einige Tage da zu bleiben, erschien ihm Albine wieder, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er Eberhard vernachlässige, der doch sein Sohn sei, wie Albert. „Wenn Du ein Haar krümmst auf seinem Haupte,“ sprach sie, „wenn Du mir ungehorsam bist, wirst Du in dieser Welt verloren und

in der anderen auf ewig verdammt sein. Das nächste Mal, wenn Du mich wiedersehst, werde ich Dir unten in meinem Sarge erscheinen. — Erkennst Du die goldene Kette hier, die Du einst um den Hals Deiner Braut hingst? Nimm sie von der Todten, wie Du sie der Lebenden gabst, damit Du nicht mehr zweifelst.“ Sie nahm die Kette ab und legte sie Maximilian um den Hals.

Als am anderen Morgen Maximilian aus dem Schlafe, oder vielmehr aus der Ohnmacht erwachte, griff er zuerst an seinen Hals; er fühlte da die kalte goldene Kette.

„Wilhelm!“ rief er seinem Secretair zu; „lassen Sie sogleich den Jäger Jonathan holen. Ich muß sofort mit ihm sprechen.“

„Jonathan,“ sprach er zu diesem, als der Jäger erschien, „Du warst zugegen, als man meine Frau Abine in den Sarg legte.“

— „Ja, Herr Graf.“

„Hast Du bemerkt, daß sie etwas am Halse hatte?“

— „Ja, Herr Graf, eine goldene Kette, die Sie ihr selbst gegeben, und die sie mit in das Grab nehmen wollte.“

„Wirfst Du diese Kette wieder erkennen?“

— „Gewiß, Herr Graf.“

„So sieh her; ist es diese?“

— „Sie ist es!“ entgegnete Jonathan, der leichenblaß wurde.

Der Graf fühlte sich von einem kalten Schauer ergriffen und winkte Jonathan, sich zu entfernen.

Eine Viertelstunde später war er mit Albert auf dem Wege nach Wien, ohne daß er sich um Eberhard gekümmert hatte.

Eberhard hatte am Tage vorher das Schloß verlassen, um den rauhen Worten seines Vaters zu entgehen, und war auch in der Nacht nicht zurückgekommen. Er schlief, nachdem er inbrünstig zu Gott und seiner Mutter gebetet hatte, im Moose unter einem breitästigen Baume und am andern Morgen, als er über sein Schicksal und seine Zukunft nachdachte, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seinen Oheim Conrad in Frankreich aufzusuchen. Was sollte er in der Heimath, wo sein Vater ihn verachtete, wo die einzige Freundin, die ihm im Leben geblieben, seine Schwester Rosamunde, ihm entrisen und in ein Kloster gebracht worden war? Eben wollte er aufbrechen zur Wanderung in die Fremde, als er zwei Gestalten, einen Greis und ein junges Mädchen, auf dem Wege herkommen sah, der zu der Eiche führte, unter welcher er stand. Er erkannte Rosamunde und Jonathan und die Freude, die geliebte Schwester wieder zu sehen, hielt ihn fest auf dem heimathlichen Boden. Sie sprachen lange mit einander und endlich ließ er sich bewegen, wieder in das Haus Jonathans mit zurückzukehren. Bald darauf erhielt der alte Jäger einen Brief von seinem Herrn, dem Grafen von Eppstein, der ihm meldete, er würde von nun an immer in Wien bleiben und nach Eppstein nicht

zurückkommen. „Sage meinem Sohne Eberhard,“ hieß es in dem Briefe weiter, „daß er über das Schloß und ein Viertel der Einkünfte verfügen könne. Mein Intendant wird das Uebrige jährlich in Empfang nehmen; aber Eberhard darf Eppstein weder verlassen, noch zu mir zu kommen versuchen. Unter dieser Bedingung lasse ich ihm völlige Freiheit. Er mag thun, was ihm beliebt, wenn er nur nicht versucht, in meine Nähe zu kommen. Ich werde ihn nie beunruhigen, aber er beunruhige auch mich nicht. Ich will keine Rechenschaft von seinen Handlungen verlangen, er möge aber auch nicht nach den Gründen der meinigen fragen. Wir müssen einander fremd bleiben, um glücklich zu sein. Das ist mein fester Entschluß, und wehe ihm, wenn er dagegen handelt!“

Eberhard ließ nach Beendigung dieses Briefes das Haupt auf die Brust sinken und schien sich einen Augenblick zu sammeln.

„Nun?“ fragte ihn Rosamunde besorgt.

— „Nun, Rosamunde,“ sagte er mit funkelndem Auge, aber auch mit einem Seufzer, „Gott will es, ich bleibe.“

S.

Drei Jahre lang lebten Eberhard und Rosamunde ein stillzufriedenes glückliches Leben. Ein Tag glich dem anderen.

Früh verließ Eberhard das Schloß, das er bezogen hatte, und klopfte an dem Jägerhause Jonathans an; während Rosamunde geschäftig im Hause waltete, las er. Dann frühstückten sie einfach und vergnügt mit einander, und endlich nahm man die Bücher vor, in denen die jungen Leute emsig studierten, oder sie wanderten hinaus in das frische Grün, unter den blauen Himmel und tauschten ihre Gedanken aus.

Die Abende waren dem gemüthlichen Gepsauder, im Winter am Ofen, im Sommer vor der Thür, gewidmet. Der alte Jonathan und Rosamunde wußten immer etwas Wunderbares oder eine reizende Legende zu erzählen. Oder Rosamunde setzte sich an das Klavier und spielte die schönsten Stücke von Haydn und Mozart. Auch las man laut vor. Eines Abends las so die schöne Rosamunde „Hamlet.“ Eberhard hörte schweigend das düstere Drama an, dann stand er auf ohne ein Wort zu sagen und ging fort, gebeugt von der Last seiner Gedanken.

Am anderen Tage theilte er Rosamunden den Eindruck mit, welchen das schreckliche Stück in seinem Herzen zurückgelassen. Hatte er nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Helden desselben? Beide sahen fortwährend einen Schatten an ihrer Seite. Beide waren jung, traurig, schwach. Sie fühlten, daß sie etwas Schreckliches zu thun hatten, daß sie von dem Schicksale zu Werkzeugen erwählt worden. Nicht hinzuzufügen wagte Eberhard, daß er, wie Hamlet, vor dem Leben zögerte, daß er zu hoffen, zu glauben, zu lieben sich fürchtete, und daß er in seiner bitteren Entmuthigung gern zu seiner Ophelie gesagt hätte: „Kehre zurück in das Kloster!“

(Fortsetzung folgt.)